

BRIAN  
KEENE

DER  
HEXERBAUM

Aus dem Amerikanischen von Michael Krug

FESTA



Originalausgabe  
Einmalige Auflage September 2020  
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten



# INHALT

DER  
HEXERBAUM  
Seite 9

DIE  
LETZTEN ALBATWITCHE  
Seite 99

HAUSBESUCH  
Seite 199

DURCH  
DUNKLE SPIEGEL  
Seite 213

## Vorbemerkung

In den Geschichten dieses Buches taucht die wiederkehrende Figur des Levi Stoltzfus auf, ein ehemals amischer Ermittler des Okkulten. Man braucht zwar keine Vorkenntnisse über ihn oder seine Geschichte für dieses Buch, aber wer seine Abenteuer in chronologischer Reihenfolge lesen möchte, geht wie folgt vor: *Der Satyr* (ein Prequel), *Ghost Walk*, *Eine Versammlung von Krähen* und nun dieses Buch. *Hausbesuch* spielt irgendwann zwischen den Ereignissen in *Der Satyr* und *Ghost Walk*.

An den beiden letzten Romanen der Reihe – *Invisible Monsters* und *Bad Ground* – arbeite ich noch.

Für die Sammler unter euch, die es gern vollständig haben: Im Roman *Clickers vs. Zombies* (ein Gemeinschaftswerk mit J. F. Gonzalez) kommt noch eine Version einer alternativen Realität von Levi vor.

Anzumerken ist außerdem, dass dieses Buch auch Charaktere und Begebenheiten aus meinem Roman *Die Verschollenen* und (in wesentlich geringerem Ausmaß) aus den Storys *Scratch* und *Im Tal der verrückten Bären* enthält.

Wiederum sind keine Kenntnisse der Ereignisse in jenen Geschichten für dieses Buch nötig. Ich erwähne

es nur für diejenigen, die sich für meine Gesamtmythologie und dafür interessieren, wie die Bücher ineinandergreifen.

Wie immer weiß ich eure Unterstützung sehr zu schätzen. Danke für den Kauf dieses Buchs. Ihr lest sie weiterhin, ich schreibe sie weiterhin.

Brian Keene

# DER HEXERBAUM

*Meinem Großvater Ward Crowley gewidmet. Er hat mir einst die Geschichte eines Mannes erzählt, den er hängen gesehen hat, als er selbst noch ein Kind war. Seine Erzählung hat diese Geschichte direkt beeinflusst.*



## Eins

Ryan Laughman war unbesorgt, bis er ein gequältes, verängstigtes Jaulen von seinem Hund Dobby vernahm. Dobby war ein Beagle. Ryan hatte den Hund nach seiner Lieblingsfigur aus der Harry-Potter-Reihe benannt – dem Hauself der Familie Malfoy. Dobby war acht Jahre alt und mittlerweile ein bisschen dicker und langsamer als früher. Trotzdem konnte er noch, was seine Hunderasse am besten beherrschte, nämlich Kaninchen jagen. Wenn es keine Kaninchen zum Jagen gab, nahm er auch mit einem Murrelter, einem Fasan oder einem Eichhörnchen vorlieb. Einmal hatte er sogar einen Fuchs gejagt. Überwiegend jedoch bevorzugte Dobby Kaninchen.

Wie immer hatte Ryan seinen Hund rausgelassen, als er von der Schule nach Hause gekommen war. Die Laughmans lebten in einem ländlichen Gebiet auf einem drei Morgen großen Grundstück entlang der Old Hanover Road, begrenzt von etlichen Kilometern Ackerland und Wald. Dobby musste den Tag im Haus verbringen, während Ryan in der Schule saß und seine Eltern bei der Arbeit waren. Sobald ihn Ryan rausließ, verbrachte der Hund in der Regel eine Stunde draußen und kam zurück, sobald er hörte, wie das

Auto von Ryans Mutter in die Einfahrt rollte, ein Hinweis darauf, dass es für die Familie – und somit auch für Dobby – bald Essen geben würde. Gelegentlich jedoch schnappte Dobby die Witterung eines Kaninchens oder Murmeltiers auf, und wenn das geschah, ließ sich nicht abschätzen, wann er zum Haus zurückkehren würde. Bei seltenen Gelegenheiten blieb er die ganze Nacht draußen. Dann kam er am Morgen mit dem Schwanz zwischen den Beinen zurückgeschlichen, das Fell voll von Kletten und Samenkapseln, glücklich, aber erschöpft hechelnd.

Dobby bellte, als Ryans Mutter Cathy zu Hause eintraf. Mit hängenden Schultern und schmutzig blonden Strähnen in den Augen stieg sie aus dem Auto – ihre Schicht als Kellnerin im *Cracker Barrel* an der Interstate 83 in der Nähe der Ausfahrt Shrewsbury hatte sie eindeutig geschlaucht.

»Hi, Schatz«, begrüßte sie Ryan.

»Hi, Ma.« Ryan saß auf der Schaukel, die seine Eltern vor Jahren für ihn aufgestellt hatten. Mit zwölf hielt er sich für zu alt, um weiterhin die Wippe oder die Rutsche zu benutzen, aber auf der Schaukel ließ er sich oft nieder. Im Boden unter ihm hatten seine Füße im Verlauf der Jahre eine tiefe Einkerbung hinterlassen. Seine Schuhe schrammten über die Erde. Dobby heulte erneut. Das Geräusch hallte über die Felder. Der Hund klang ziemlich weit entfernt.

»Hat Dobby ein Kaninchen aufgespürt?«, fragte Cathy Laughman.

»Ja.« Ryan nickte. »Klingt danach. Oder vielleicht

ein Murmeltier. Kann ich Papas 4-10 holen und es erschießen?»

»Das solltest du eigentlich wissen.« Cathy fingerte an der Insektenschutztür, balancierte dabei Handtasche und Schlüsselbund. »Dein Vater hat dir erklärt, dass du die Gewehre nicht ohne ihn benutzen darfst. Jedenfalls nicht, bevor du einen Jagdsicherheitskurs gemacht hast, und dafür kannst du dich erst mit 14 anmelden.«

»Aber ich würd auch vorsichtig sein. Dad hat mich schon öfter schießen lassen.«

»Nein, Ryan. Du kennst die Regeln. Nimm dein Luftgewehr. Du hast ewig um das Ding gebettelt, und jetzt, wo du es hast, benutzt du's nie.«

»Das ist nicht stark genug. Wenn Dobby wirklich ein Murmeltier hat, kann ein Luftgewehr nichts ausrichten. Die Munition würde einfach davon abprallen.«

»Tja, dann ist es wahrscheinlich am besten so. Ist ohnehin keine Jagdsaison.«

»Für ein Murmeltier muss keine Jagdsaison sein.«

»Trotzdem – nein.«

»Bitte, Ma.«

»Ich hab Nein gesagt, Ryan. Nein heißt nein. Ich sollte das nicht ständig wiederholen müssen. Nimm das Luftgewehr oder warte, bis dein Vater nach Hause kommt.«

Manchmal tat Ryan das auch. Dobby trieb dann seine Beute in die Enge, und Ryan folgte ihm mit seinem Vater Jack, wenn der nach der Arbeit zu Hause eintraf. Wenn der Hund ein Kaninchen gestellt hatte,

erlegte es Jack in der Regel, Jagdsaison hin, Jagdsaison her. Allerdings schob Jack diese Woche Überstunden in der Glatco Papierfabrik und würde erst lange nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause kommen. Dann würde er nicht mehr in der Stimmung sein, um nach Dobby zu suchen. Er würde für gar nichts mehr in der Stimmung sein, höchstens für ein paar Bier und Berieselung durchs Fernsehen.

Dobby jaulte erneut, lange und kläglich. »Bitte, Ma! Bitte!«

»Du hast mich gehört. Jetzt hör auf, Schatz. Diskutier nicht mit mir. Es ist ein langer, lausiger Tag gewesen und ich bin erledigt.«

Cathy ging hinein. Mit einem Seufzen folgte ihr Ryan. Er verschwand in sein Zimmer und kramte im Schrank, bis er sein Luftgewehr fand. Seine Mutter hatte recht. Er hatte es seit letztem Jahr bis auf ein paar Wochen, nachdem er es zum Geburtstag bekommen hatte, nicht mehr benutzt und musste eine Menge Kleidung, Kartons und Spielzeug aus dem Weg räumen, um es überhaupt zu erreichen. Danach suchte er weiter, bis er eine halb volle Dose mit Patronen fand. Er trug sowohl die Munition als auch das Gewehr in die Küche. Seine Mutter spähte mit gerunzelter Stirn in die Schränke über dem Herd.

»Dein Vater macht immer noch Überstunden. Da heut Abend nur du und ich essen, werd ich nicht groß kochen«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Sind Mini-Pizzen zum Abendessen in Ordnung?«

»Klar. Salami?«

»Unbedingt.«

»Aber können wir noch 'n bisschen damit warten?«

»Sicher.« Als sie sich umdrehte, erblickte sie das Luftgewehr in seiner Hand. »Willst du hinter Dobby her?«

Ryan nickte.

»Dann sei vorsichtig. Und sei zu Hause, bevor's dunkel wird.«

»Okay.«

»Hab dich lieb, mein Schatz.«

»Hab dich auch lieb, Ma.«

Ohne ein weiteres Wort begab sich Ryan auf die Suche nach seinem Hund. Seiner Schätzung nach blieb ihm bis zum Sonnenuntergang ungefähr eine Stunde. Reichlich Zeit, um Dobby aufzuspüren und herauszufinden, was der alte Beagle in die Enge getrieben hatte.

Allerdings hatte Ryan nicht damit gerechnet, dass Dobby so viel weiter als sonst gelaufen war. Während er dem beharrlichen Kläffen folgte, lächelte er ununterbrochen. Dobby klang eindeutig aufgeregt. Ryan überquerte das eigene Grundstück und marschierte anschließend über das Getreidefeld hinter ihrem Haus. Danach bahnte er sich den Weg durch ein Sojafeld und ein kleines Dickicht. Dobbys Bellen wurde lauter.

Kopfschüttelnd ließ Ryan das Wäldchen hinter sich und gelangte auf ein weiteres Feld. In den vergangenen Jahren hatte Mr. Harrison, dem die nahe Farm gehörte, darauf Kürbisse angebaut. Aber Mr. Harrison war vor zwei Jahren gestorben. Seither

versuchte seine Familie, die Farm zu verkaufen. Im Augenblick interessierte sich ein Projektentwickler für das Grundstück. Ryans Eltern hatten ihm erklärt, dass dieser sogenannte Projektentwickler vorhatte, eine Wohnsiedlung darauf zu bauen.

Obwohl die beiden nicht besonders erfreut darüber wirkten, fand es Ryan irgendwie aufregend. Neue Häuser verhießen die Möglichkeit neuer Kinder in der Gegend. Und wenngleich er in der Schule reichlich Freunde hatte, wohnten nur wenige Kinder in diesem Teil der Old Hanover Road. Eigentlich nur Huey Crist, der dicke Junge, der im Kunstunterricht an Klebstoff leckte und eine Brille mit echt dicken, immer von fettigen Fingerabdrücken verschmierten Gläsern trug. Ryan mobbte Huey zwar nicht wie viele der anderen Kids, aber er hatte auch keine große Lust, nach der Schule mit ihm abzuhängen. Deshalb verbrachte er seine Abende und Wochenenden meist so ziemlich allein, mal abgesehen von Dobbys Gesellschaft.

Wieder bellte der Beagle, und Ryans Grinsen wurde breiter. Schließlich sichtete er den Hund weit draußen in der Mitte des Feldes, wo er auf einen hohen, alten Baum zusteuerte. Vor ihm preschte ein Haken schlagendes Kaninchen.

Dobby jaulte aufgeregt, als er den Abstand zu seiner Beute verringerte. Der Baum ragte hoch über ihm und dem Kaninchen auf, als sie beide in die Schatten unter dem Geäst gerieten. Als Ryan in die Richtung des Hundes und des Kaninchens schwenkte, fragte er sich flüchtig, was der Baum an der Stelle zu suchen hatte.

Es war der einzige auf dem gesamten Feld.

Dann ertönte ein hohes Winseln von Dobby, und Ryans Lächeln verpuffte. Er beschleunigte die Schritte, rannte über das Feld. Seine Turnschuhe pochten über den harten Erdboden. Unkraut strich über seine Beine. Dobby lag wimmernd und hechelnd unter dem Baum. Das Kaninchen war verschwunden. Als sich Ryan näherte, sah er, dass neben dem Hund ein dicker Ast des Baumes lag. Dobby heulte, und Ryan stellte fest, dass etwas mit den Hinterbeinen des Beagles nicht stimmte. Sie und der Schwanz schienen nicht zu funktionieren.

Er kniete sich neben Dobby, legte sein Luftgewehr auf den Boden und streckte die Hand aus. Dobbys Hecheln beschleunigte sich, als er Ryans Finger leckte und erneut winselte. Ryan bemerkte die eindringliche Note in den Lauten des Hundes. Der Beagle wollte näher zu ihm kriechen, konnte es aber nicht. Ryan vermutete, dass der Ast auf Dobby gefallen war. Sein Herz pochte heftig, Tränen traten ihm in die Augen. Seine Zunge fühlte sich im Mund geschwollen an.

»Ist schon gut«, flüsterte er und streichelte das Fell seines vierbeinigen Freundes. »Ist schon gut, Kumpel. Alles wird wieder gut. Braver Hund. Bist ein ganz braver Hund.«

Dobby leckte abermals Ryans Finger und hechelte angestrengter. Als Ryan vorsichtig versuchte, seinen Hund hochzuheben, knurrte Dobby. Dem Beagle sträubte sich das Nackenfell, und Ryan riss die Hände zurück.

»Schon gut, Dobby. Braver Junge. Ich muss dich nach Hause schaffen. Ma muss mit uns zum Tierarzt fahren.«

Schniefend wischte sich Ryan mit dem Ärmel über die Nase. Er wollte gerade einen neuen Anlauf unternehmen, als ihm etwas Nasses auf den Kopf platschte. Ein weiterer Tropfen folgte. Mit gerunzelter Stirn schaute Ryan nach oben – und schrie.

Das Kaninchen baumelte über ihm, gepfählt von einem Ast des Baumes. Blut tropfte vom Fell. Mit offenem Mund starrte Ryan hin, als der Ast erzitterte. Der Kaninchenkadaver zuckte am Ende wie eine durchgeschüttelte Puppe. Dobby knurrte erneut. Diesmal hörte sich der Beagle verängstigt an. Der Ast zitterte heftiger. Ryan kam der Gedanke, dass kein Wind wehte.

Sein Blick senkte sich zurück zu Dobby, dann ertönte über ihm ein lautes Knacken. Ryan blieb nicht einmal Zeit, wieder nach oben zu blicken, bevor ein Ast des Baumes, viel größer als jener, der Dobby erwischt hatte, sowohl ihn als auch seinen Hund unter sich begrub. Ryan hustete erst ein Mal Blut, dann noch einmal.

Danach herrschte wieder Stille auf dem Feld.

»Ryan! Ryan, wo steckst du? Antworte mir!«

»Jack, wir sollten die Polizei rufen.«

Jack Laughman hörte das Zittern in der Stimme seiner Frau. Cathy stand kurz vor einer Panikattacke. Er bemühte sich bestmöglich, sie zu beruhigen.

»Wahrscheinlich ist er bloß außer Hörweite, Schatz. Du weißt ja, wie er ist. Wenn er sich auf irgendwas

konzentriert, bekommt er rundherum nichts mehr mit. Wie bei seinen verflixten Videospielen. Wenn er an der Xbox ist, könnte neben ihm 'ne Atombombe hochgehen, und er würd's nicht merken.«

»Ich glaub nicht, dass es daran liegt«, widersprach Cathy. »Ich kann's fühlen. Ich bin seine Mutter. Jack, ich sag's dir – irgendwas stimmt nicht.«

Tief in seinem Innersten spürte Jack, dass seine Frau recht hatte. Er fühlte es auch – eine beklemmende, unheilvolle Ahnung. Hundert verschiedene Szenarien gingen ihm durch den Kopf, jedes erschreckender als das davor. Ryan war in einen Brunnenschacht gestürzt. Ryan hatte sich das Bein gebrochen und lag irgendwo hilflos im Wald. Ryan hatte irgendeinen Anfall erlitten, obwohl ihr Sohn bisher keine Anzeichen für ein derartiges Gebrechen hatte erkennen lassen. Ryan war von einem kranken Perversen entführt worden und saß im Kofferraum eines Autos fest. Oder noch Schlimmeres.

Am Himmel grollte in der Ferne träger Donner.

Jacks Magen krampfte sich zusammen. Mit einem schweren Schlucken würgte er seine Ängste hinunter. Cathy gegenüber durfte er sie nicht aussprechen. Er musste stark für sie bleiben. Für sie beide. Jack sah sie an und versuchte sich an einem Lächeln, doch es ließ sich nicht übersehen, dass sie seine Scharade durchschaute.

»Ruf du die Polizei«, sagte er, die Stimme vor Emotionen belegt. »Ich geh ihn suchen. Ich hab mein Handy dabei.«

»Okay.« Sie nickte. »Sei vorsichtig, Schatz. Ich liebe dich.«

»Ja. Ich dich auch.«

Jack ging in die Garage, schnappte sich die große Taschenlampe, die er normalerweise benutzte, um nachts Rehe und sonstiges Wild zu sichten, dann eilte er über das Grundstück los. Hinter sich hörte er Cathy schluchzen, als sie ins Haus hastete, um die Polizei zu verständigen.

»Ryan«, rief Jack, als er die Felder betrat. »Ryan, wo bist du? Antworte, verdammt! Du jagst deiner Mutter Angst ein.«

*Und mir auch*, dachte Jack. *Bitte sei gesund und munter ...*

Wieder grollte Donner, diesmal näher. Der Wind frischte ein wenig auf. Jack bemühte sich, nicht daran zu denken, dass sein kleiner Junge da draußen in ein Unwetter geraten könnte.

»Ryan?«

Keine Antwort. Jacks Mut sank und sank.

Er schleppte sich durch den Wald, über Felder und durch Unterholz, überquerte einen schmalen Bach und setzte den Weg fort, hielt Ausschau nach irgendwelchen Hinweisen auf seinen Sohn oder ihren Hund. Auch die Ohren spitzte er in der Hoffnung, zumindest ein Heulen von Dobby zu hören, das besagte: *O Junge, ich hab 'n Kaninchen!* Stattdessen vernahm Jack nur das Zwitschern von Vögeln und die Laute eines Eichhörnchens, das verärgert über sein Eindringen in das Gebiet des Nagers klang. Wieder und wieder rief Jack,

erhielt aber keine Antwort. Schließlich versuchte er, stattdessen nach Dobby zu rufen, erntete jedoch auch damit nur Stille.

Dann klingelte Jacks Handy. Er kramte es aus der Tasche und blickte aufs Display. Cathy.

»Hi«, ging er atemlos ran. »Hast du die Polizei erreicht?«

»Ist schon unterwegs. Hast du was gefunden?«

»Noch nicht. Mach dir keine Sorgen, Schatz. Ich bin sicher, es geht ihm gut. Das spür ich. Bleib einfach ruhig. Ich wette, er und Dobby sind bloß zu weit gelaufen und haben die Zeit übersehen.«

»Das glaubst du doch selbst nicht, Jack.«

»Cathy ...«

»Die Polizei hat vorgeschlagen, ich soll die Nachbarn anrufen und herumfragen, ob ihn jemand gesehen hat. Das mach ich jetzt. Ruf mich an, wenn du ihn findest, hörst du?«

»Klar. Versprochen.«

»Ich liebe dich, Jack.«

»Ich dich auch.«

Ähnliche Worte, wie sie sein Sohn vor wenigen Stunden zu ihr gesagt hatte. Und wie bei seinem Sohn sollten es die letzten sein, die Jack Laughman je an Cathy richtete.

Er beendete den Anruf, sperrte den Bildschirm und schob das Handy zurück in die Tasche. Als er wieder aufschaute, hatte er ein weiteres Feld erreicht. Er hob die leuchtstarke Taschenlampe an, schwenkte den Strahl hin und her. In der Mitte des Feldes wuchs ein

alter, knorriger Baum. Unter dem Geäst lagen zwei kleine, regungslose, verrenkte Gestalten.

»Nein! O nein, o bitte, Gott, o nein, nein-nein-nein-nein-nein ...« Jack raste über das Feld und brüllte den Namen seines Sohnes. Sein Blick war so auf Ryans regungslosen Körper fixiert, dass er den Ast nicht bemerkte, der auf ihn zuschwang, bis er ihm mit voller Wucht ins Gesicht fuhr. Seine Nase explodierte förmlich, sein Kiefer brach. Der Treffer schleuderte Jack von den Beinen. Die Taschenlampe fiel ihm aus der Hand. Ein weiterer Ast sauste herab, zertrümmerte sie und tauchte das Feld wieder in Dunkelheit.

Jack spuckte Zähne und Blut aus. Ihm gelang noch ein Aufschrei, bevor die dicken, schlangengleichen Wurzeln des Baumes aus der Erde schossen, sich um seine Arme, seine Beine und seinen Hals wickelten und ihn langsam erwürgten.

Der Boden unter ihm färbte sich rot.

Alan Clinton und Roger Morgan von der Regionalpolizei der Gemeinde North Codorus reagierten als Erste auf den Anruf. Die gesamte Truppe bestand nur aus acht Mann, zwei davon Teilzeitkräfte. So weit war es durch Budgetkürzungen aufgrund der sich verschlechternden Wirtschaftslage gekommen. Es kursierten sogar Gerüchte, dass der Gemeinderat bis zum Ende des nächsten Quartals weitere zwei Beamtenstellen abbauen würde. Infolgedessen gingen Clinton und Morgan auf das Ende einer Zehn-Stunden-Schicht zu. Was beide nicht störte. Überstunden waren stets

willkommen. Beide Männer hatten Schuldenberge. Morgan hatte zu Hause eine Frau und zwei Kinder, Clinton zwei Ex-Frauen und insgesamt drei Sprösslinge.

Clinton hatte schon immer gefunden, dass solche Einsätze – eigentlich alles, wobei es um ein Kind ging – die schlimmsten waren. In seinem ersten Jahr im Dienst, gefühlt damals, als noch Dinosaurier auf der Erde wandelten, war einer seiner ersten Einsätze ein Verkehrsunfall auf der Route 116 zwischen Spring Grove und Hanover gewesen. Beim Eintreffen am Schauplatz sah er, dass ein Auto von der Straße geschlittert und gegen einen Baum geknallt war. Wie man später herausfand, war die Fahrerin für die winterlichen Verhältnisse viel zu schnell unterwegs gewesen. Sie war von der Fahrbahn gerutscht und frontal mit dem Baum kollidiert. Der Baum blieb unbeschädigt. Die Front des Fahrzeugs war völlig zusammengedrückt. Dasselbe galt für die Fahrerin, die ihren Sicherheitsgurt nicht angelegt hatte und deshalb durch die Windschutzscheibe geschleudert wurde. Heutzutage hätte ein Airbag eine solche Katastrophe verhindert, aber in den 1980ern war noch längst nicht jedes Auto damit ausgestattet. Der Fahrerin wurde ein Großteil der Haut vom Gesicht gerissen, ein Stein hatte ihren Schädel gespalten. Schlimmer als die Fahrerin jedoch hatte es ihre dreijährige Tochter erwischt, die im Wagen gefangen war und bei Clintons Ankunft noch gelebt hatte. Die Kleine starb in Clintons Armen, während sie auf den Krankenwagen warteten. In jener Nacht hatte er sich zu Hause auf den Boden neben

dem Bett seiner dreijährigen Tochter gelegt und leise geweint. Zwei Ehen und zwei weitere eigene Kinder später suchte ihn jene Nacht immer noch heim. Bei jedem Einsatz, bei dem es um ein Kind ging, musste er daran denken.

Situationen wie diese fand er in vielerlei Hinsicht noch schlimmer als ein verletztes oder totes Kind. Vermisste Kinder beschworen bei ihm sofort Bilder irgendeines kranken Arschs wie aus der Sendung *Tatort Internet – Schützt endlich unsere Kinder* herauf, auch wenn sich später herausstellte, dass sich das Kind bloß zu Hause bei einem Freund herumtrieb.

Während Morgan die verzweifelte Mutter befragte, begutachtete Clinton das Haus mit ruhiger, nüchterner Professionalität. Alles wirkte sauber und gepflegt. Auf dem Kaminsims standen gerahmte Fotos des Vaters, der Mutter und des verschwundenen Jungen. Auf den ersten Blick wirkte alles in Ordnung. Die Frau ließ keine Anzeichen körperlicher Misshandlungen erkennen. Auch das Kind nicht, zumindest nicht auf den Bildern. Natürlich konnten Fotos täuschen, aber Clintons Instinkte sagten ihm, dass der Junge weder von zu Hause ausgebüxt war, noch dass die Eltern bei seinem Verschwinden die Hände im Spiel hatten.

Er rief die Staatspolizei und die freiwillige Feuerwehr als Verstärkung und durchsuchte das Grundstück und das Haus, während Morgan die Befragung der Mutter beendete. Auch draußen fand Clinton keinerlei Hinweise auf irgendetwas Verdächtiges. Und keine Spur von dem Kind. Er ging sogar in die Hocke und leuchtete

mit der Taschenlampe in die Hundehütte, um sich zu vergewissern, dass Ryan nicht hineingekrochen war. Abgesehen von einem halb abgenagten Kauknochen erwies sich der Verschlag als leer. Mrs. Laughman hatte ihnen erzählt, dass Ryan aufgebrochen war, um nach dem Hund zu suchen. Das schien zu bestätigen, dass auch der Hund verschwunden war. Die Kette des Tiers lag mit einem an der Hundehütte befestigten Ende im Gras. Am anderen Ende befand sich eine Schnalle aus Metall zum Anbringen an einem Halsband.

Die freiwillige Feuerwehr traf in dem Moment ein, als Morgan die Erstbefragung beendete. Clinton und Morgan übernahmen das Kommando über die Operation, und die Suche begann. Clinton betete stumm zu einem Gott, an den er nicht mehr glaubte, dass sie den Jungen lebend finden würden.

Als sich die Dunkelheit über den Feldern und Wäldern verdichtete, fing es an zu regnen, ein steter, unerbittlicher Schauer, der die Suchenden im Nu bis auf die Haut durchnässte.

»Na toll.« Clinton stöhnte. »Einfach nur spitze. Kann's eigentlich noch schlimmer kommen?«

In Begleitung eines Staatspolizisten namens Ford und einiger Feuerwehrleute, die sich vom Rest der Suchmannschaft getrennt hatten, erreichte Morgan den Rand des Feldes. Clinton war beim Haus der Laughmans geblieben, um von dort aus den Einsatz zu leiten. Mehrere Beamte durchkämmten die Umgebung, befragten Leute und hielten Ausschau nach irgendetwas

Verdächtigem. Auch der Feuerwehrhauptmann war im Haus geblieben, angeblich um Clinton bei der Beaufsichtigung der Operation zu helfen. Morgan vermutete eher, der Kerl würde bloß rumstehen, über zu verrechnende Stunden klagen und mit der Frage um sich werfen, wer für die Suche bezahlen würde.

Aus Erfahrung wusste Morgan, dass die Rechnung eine Weile zwischen der Gemeinde und den anderen Beteiligten hin und her geschoben werden würde, aber am Ende würde die Last auf den Schultern der Steuerzahler landen. Es sei denn natürlich, die Laughmans zogen einen Schwindel ab wie vor ein paar Jahren die Familie in Denver, die behauptet hatte, ihr Kind habe sich in einem entflohenen Heißluftballon versteckt, weil sie durch den Medienrummel in eine Reality-TV-Sendung wollte. In dem Fall würden die Laughmans für die Arbeitsstunden und alles Sonstige bezahlen, das bei der Suche anfiel – zusätzlich zu einem saftigen Bußgeld.

»Verfluchtes Wetter«, murrte einer der Freiwilligen. »Ich wünschte, wir wären wenigstens passend angezogen.«

»Machen Sie sich weniger Gedanken über den Regen und mehr darüber, das Kind zu finden«, brummte Ford, der Staatspolizist. »Was meinen Sie wohl, wie's dem Jungen geht, falls er sich da draußen verirrt hat? Höchstwahrscheinlich um einiges schlechter als Ihnen.«

»Wartet mal kurz«, ergriff Morgan das Wort und blieb am Rand des Feldes stehen. Er spähte in die

Dunkelheit, konnte jedoch nur einen einsamen Baum weit draußen in der Mitte des Feldes ausmachen. Alles andere lag in finsternen Schatten. Der Mond wurde vollständig von Wolken verhüllt, von den Sternen fehlte jede Spur. Die einzigen Geräusche gingen vom prasselnden Regen aus. Er griff sich sein Funkgerät und drückte die Sprechtaaste.

»Clinton?«

Nach einer Pause folgte ein statisches Knistern, dann dröhnte Clintons Stimme blechern aus dem Gerät.

»Ja? Hast du was Neues für mich, Morgan?«

»Nein, noch nicht.«

»Hier und bei den anderen Suchmannschaften hat sich auch nichts getan.«

»Was ist mit dem Vater? Haben wir von ihm schon was gehört?«

»Negativ. Die Mutter sagt, er hat sein Handy dabei, aber er geht nicht ran. Anrufversuche landen direkt in der Mailbox. Vielleicht hat er kein Netz.«

*Oder vielleicht, dachte Morgan, hat er seinem Kind was angetan und entsorgt gerade die Leiche, während ihm seine Frau den Rücken deckt.*

Morgan widerstrebte die Vorstellung. Er hatte Cathy Laughman persönlich befragt und sie als aufrichtig empfunden. Sie wirkte wie eine Frau, die Todesängste um ihren Sohn ausstand. Aber obwohl Morgan erst seit fünf Jahren als Polizist arbeitete, hatte er bereits genug erlebt, um zu wissen, dass jeder potenziell schuldig war, bis sich seine Unschuld zweifelsfrei erwiesen hatte.

Er wollte Clinton gerade antworten, als ein Blitz über den Himmel zuckte und das Feld in ein gespenstisches blaustichiges Licht tauchte. Ford packte Morgan an der Schulter und schnappte hörbar nach Luft.

»Sehen Sie mal, da! Der Baum ...«

Das Restlicht des Blitzes schwand, auf dem Feld herrschte wieder Finsternis. »Was war da?«, fragte Morgan.

»Ich hab was vom Baum hängen sehen«, antwortete der Staatspolizist. »Ich bin mir ganz sicher. Könnte 'ne Puppe gewesen sein, so was, wie's die Kids zu Halloween aufhängen. Aber ...«

Die beiden Beamten leuchteten gleichzeitig mit ihren Taschenlampen quer über das Feld. Sie ließen die Strahlen über den Baum wandern. Und tatsächlich, von einem der oberen Äste baumelte etwas. Sah nach einem Körper aus.

»Was zum ...« Einer der Feuerwehrleute trat verhalten einen Schritt vor. »Leuchten Sie mal tiefer in den Baum. Ich glaub, da ist noch was.«

Morgan und Ford kamen seiner Aufforderung nach. Alle schnappten nach Luft und grunzten. Von den Ästen hingen insgesamt drei Körper.

»Mitkommen«, ordnete Morgan an und gab den anderen ein Zeichen.

Dann verfiel er in Laufschrift. Die anderen folgten ihm nacheinander. Die Strahlen der Taschenlampen wippten in der Dunkelheit auf und ab. Schlamm platschte unter den Füßen der Männer, während der Regen unablässig auf sie einprasselte.

Morgan verlangsamte die Schritte, als er sich dem Tatort näherte, denn er ahnte bereits, dass dieses Feld dazu geworden war. Jack Laughman, sein Sohn Ryan und der Familienhund waren so gut wie sicher tot, wenn man nach dem Zustand der Körper ging. Alle drei waren von Ästen des Baumes gepfählt worden. Auf den ersten Blick sah es aufgrund der Verletzungen so aus, als wären sie zuerst getötet und erst danach an den Ästen platziert worden.

»O Herr im Himmel«, flüsterte einer der Freiwilligen.

Ein zweiter Feuerwehrmann wandte sich ab, würgte geräuschvoll und übergab sich dann über seine Stiefel.

»Clinton«, rief Morgan ins Funkgerät. »Schick alle zu unserer Position.«

»Verstanden. Habt ihr sie gefunden?«

»Ja.«

»Ist es ... schlimm?«

»Ja ... Ja, ist es. So was ... so was von schlimm. Hab ich noch nie gesehen.«

»Wir müssen ihre Vitalfunktionen überprüfen«, meldete sich Ford zu Wort. »Sie könnten noch leben.«

Das bezweifelte Morgan schwer, doch er behielt den Gedanken für sich.

»Nur zu«, sagte er stattdessen. »Obwohl ich keine Ahnung hab, wie wir an sie rankommen sollen. Wer immer das getan hat ... muss 'ne Leiter oder so gehabt haben. Richtig?«

»Ja«, erwiderte Ford. »Oder der Täter war viereinhalb Meter groß.«

»He, Leute ...« Morgan drehte sich den Feuerwehrleuten zu. »Könnt ihr euch zurückhalten? Das ist jetzt ein Tatort. Wir müssen mit äußerster Vorsicht vorgehen. Als Erstes müssen wir ihn sichern.«

Sie nickten verständnisvoll und zitterten im Regen. Morgan und Ford sahen sich an, dann setzten sie sich in Bewegung. Morgan spürte etwas Hartes unter der Sohle. Er schaute hinab und erblickte einen kleinen weißen Stein, der aus dem Schlamm ragte. Als er mit der Taschenlampe auf den Boden leuchtete, bemerkte er zwei weitere Steine, identisch mit dem, auf den er getreten war. Sie bildeten mit einem Abstand von knapp zwei Metern eine Art Halbkreis, und es schien, als wären sie bis vor Kurzem unter der Erde vergraben gewesen. Mit einem Schulterzucken wandte er die Aufmerksamkeit wieder dem grausigen Anblick vor sich zu.

»Sehen Sie sich das an«, sagte Ford, der mit seiner Taschenlampe um den Baumstamm leuchtete.

»Fußabdrücke?«

»Nein. Der Boden sieht ... merkwürdig aus. Als wär hier was entwurzelt worden. Aber ich seh nur den Baum, und der steht ja offensichtlich noch. Außerdem ist Blut in den Schlamm gemischt. Die Äste verhindern, dass es der Regen wegschwemmt. Und es ist ziemlich weit von den Körpern weg. Kann unmöglich von oben heruntergetropft sein.«

»Also sind sie da drüben umgebracht worden und dann ...« Morgan brachte den Satz nicht zu Ende, denn in dem Moment bewegte sich der Baum, und er konnte nur noch schreien.